

# Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.  
(Fortsetzung.)

Die Autodroschke war fort, und Behrens freute sich dessen, denn er hatte jetzt keine Eile mehr. Er hatte Zeit. Er hatte so viel Zeit, daß ihm fast bange wurde, wenn er daran dachte, wie es ihm wohl gelingen sollte, sie zu verwerten. Nur Weniges noch blieb ihm zu tun. War es getan, dann hatte er bezahlt, was er schuldig war, und durfte ruhen.

Er stieg in eine Elektrische und fuhr in die Stadt, durchquerte sie, planlos, ohne Ziel, nur dem Staunen hingegeben, das es ihm bereitetete, daß er soviel Menschen sah, die alle Eile hatten, redeten, sich voll Leben gebärdeten, wo sie doch in Wahrheit zum Leben noch nicht erwacht waren.

Ihm schien, als müsse er auf sie in seinem Schweigen wie eine Mahnung wirken. Allein man beachtete ihn gar nicht, er stürzte in jenen gährenden Rachen, der die große Stadt war, und blieb verschlungen.

Er stieg in die Hochbahn und fuhr einmal, zweimal rings um die Stadt. Welches Leben, welche Geräusche, — und doch wirkten sie nur schattenhaft auf ihn, so daß er sich nach der Stille des Dorfes sehnte, nach dem beschaulichen Nicken der Gräser auf den Wiesen, die eindringlicher und verständlicher mit ihm sprachen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht. Er kam in jenes Viertel, das das alte Hamburg war und von dem von Monat zu Monat ein weiteres Stück abbröckelte, um dem jungen Riesen Platz zu machen, der das Neue war, und ihm trauernd zu weichen.

Er tastete sich die schmalen Gäßchen entlang, betrat die finsternen Eingänge, die zu Stiegen führten, die so steil und so eng waren, daß man sich an einem herabhängenden Seil festhalten mußte, um sie zu erklimmen.

Dünne Lichter übergoßen mit einem bleichen Schein modernde Höfe. Man sah hier Armut und Elend und Ver-tiertheit. Hier fängt das Leben an, zu erwachen, dachte Behrens.

Es schlug Mitternacht, als er so müde war, daß er sich auf einer Bank am Jungfernstieg niederlassen mußte.

Tausende Lichtfunken spiegelten und wiegten sich in dem schwarzen Wasser. Geismünkte Mädchen kamen vorüber und machten ihm Zeichen. Da stand er auf und wankte fort.

Er ging in ein großes Hotel, um ein Zimmer für die Nacht zu fordern. Doch nachdem man ihn von oben bis unten gemustert hatte, schüttelte man den Kopf und sagte: „Be-sehrt!“ Da lächelte er wieder.

Er ging in ein zweites Hotel, wo es gar nicht vornehm war und wo man ihn schweigend aufnahm, um ihn in ein enges Zimmer mit dumpfiger Luft und nicht einwandfreien Betten zu führen.

Hier legte er sich nieder und schlief sofort fest, fest ein.

## 19. Kapitel.

Das Haus lag draußen hinter Altona an der Landstraße, die die Elbe entlang führte. Es war wie ein kleines Lustschloß und es hatte sich durch einen hohen und prunkhaften eisernen Zaun von der Außenwelt hochmütig abgeschloßen. Behrens drückte an den Knopf, der an dem eisernen Tor angebracht war, und wartete.

Ein Diener kam, betrachtete den alten Mann in dem unscheinbaren Anzug und vermutete einen verschämten Armen. „Was wünschen Sie?“ fragte er barsch.

„Ich möchte bitten, bei Herrn Konsul Grifsen vorgelassen zu werden,“ antwortete Behrens bescheiden.

„Ihre Karte?“

„Ich habe keine Karte, junger Freund. Melden Sie nur meinen Namen: Behrens.“

„Ich will sehen,“ sagte unwirsch der Diener und kehrte um, während Behrens weiter vor dem Tor warten mußte, was ihn indessen nicht anzusehen schien, denn er sah heiter und zufrieden aus.

Nach kaum zwei Minuten kam der Diener zurück, und er ging nicht, sondern er lief, war sehr rot und machte vor Behrens eine tiefe Verbeugung. „Der Herr Konsul läßt sehr bitten!“

Behrens stieg die teppichbelegte Treppe hinauf, von dem Diener mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit geleitet, der ihm stumm die Tür zu einem Zimmer öffnete und sich nun zum zweiten Male verneigte.

Behrens trat ein.

Ein alter Herr trat ihm entgegen, ein Bild vollkommener Bornehmheit, weißbärtig, mit dünnem, silbernem Haar, mit Bewegungen, deren Gemessenheit eine tausendfältige Erfahrung verriet.

Er kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Willkommen,“ sagte er einfach, und doch hatte diese Einfachheit eine betonte Bedeutung, die mit Worten zu erklären anscheinend nicht mehr nötig war.

Behrens drückte fest diese Hand, ja er umklammerte sie geradezu, so, als werde es ihm schwer, sie wieder fahren zu lassen. „Ich danke Ihnen, Herr Konsul,“ sagte er weich. „Ja, ich habe Ihnen viel zu danken.“

Der Konsul fuhr mit seiner gepflegten Hand durch die Luft und löschte die gehörten Worte aus. „Was haben Sie mir zu danken, bester Freund? Daß ich Ihr Vermögen verwaltet habe? Es verwaltete sich selbst. Daß ich Ihre Briefe aus dem Gefängnis gelesen habe? Sie waren mir eine tiefe Freude. . . Ich bewundere Sie, Sie sind der einzige Mensch, vor dem ich eine unbegrenzte Hochachtung habe.“

„Ich bin hier,“ erklärte Behrens, „um Sie zu bitten, mir einen kurzen Einblick in den Stand meiner Verhältnisse zu geben. Denn ich reise bald wieder fort.“

Der Konsul nickte kurz, als verstehe er im Vorhinein alles, was der andere ihm zu sagen habe. Er nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch und reichte es Behrens. „Ich habe alles vorbereitet,“ sagte er freundlich. „Auf dem Papier steht

knapp alles verzeichnet, was Sie wissen müssen. Alle Ihre Mittel können sofort flüssig gemacht werden. Sie sind sehr reich."

"Bitte, nennen Sie mir Zahlen," sagte Behrens.

Der Konsul stemmte die Knöchel seiner beiden Hände gegen die Tischplatte. Er sprach knapp und betont. „Als Sie von hier — fortgingen, repräsentierten die Werte, die Sie verlassen mußten, die Summe von ungefähr zwei Millionen Mark. Durch Zinsen und Zinseszinsen, sowie durch drei Erbschaften, die Ihnen inzwischen zugefallen sind, ist Ihr Vermögen — Ihr Realbesitz ist in die Summe nicht einbegriffen — auf ungefähr sieben und eine halbe Million Mark angewachsen. Sie können über jeden beliebigen Betrag sofort verfügen. Eine detaillierte Abrechnung bereite ich vor."

"Ich danke Ihnen," sagte Behrens sehr ernst, „ich bin nun informiert."

Der Konsul griff nach der Zigarrenkiste auf seinem Schreibtisch. „Rauchen Sie?" fragte er.

Behrens verneinte. „Ich habe mir all das abgewöhnt: das Rauchen, das Trinken, das Reden. Es sind dies Dinge, die das Leben nur verwirren."

"Ich bewundere Sie," wiederholte der Konsul. „Sie sind der Mann, der sich selbst untergekrigt hat. Wer macht Ihnen das nach?"

"Mancher," erwiderte Behrens, „wenn er mühte. . . Auch ich habe es nicht freiwillig getan, — wenigstens am Anfange nicht, nein. . ."

"Was haben Sie vor?" fragte der Konsul. „Gehen Sie außer Landes?"

Behrens schien verwundert. „Warum?"

"Sie sind ein reicher, unabhängiger Mann, der sich gönnen darf, was ihm beliebt. Was hindert Sie, in die Fremde zu gehen?"

"Ich möchte Sie fragen, was mich hindert, hier zu bleiben?"

"Die Gesellschaft."

"Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur Menschen. Der Weg zu ihnen ist nicht schwer."

Der Konsul seufzte. „Sie ahnen es nicht, lieber Freund, wie schwer er ist."

Behrens strich über seine dürrigen Beinkleider hin. „Sie ahnen es nicht, wie leicht er ist und wie schwer es den Menschen bloß wird, dies zu erkennen."

Der Konsul zog die Schultern hoch, wie einer, der Bescheid weiß. „Sie werden Enttäuschungen erleben."

"Wie wollen es abwarten," sagte Behrens und erhob sich, um sich zu verabschieden.

Er mußte ein beträchtliches Stück Weges — oh, er hatte ja Zeit! — zu Fuß zurücklegen, ehe er zur Haltestelle der Elektrischen kam. Er fuhr bis Altona. Dort bestieg er die Eisenbahn und fuhr bis zum Bahnhof Dammtor. Auf dem Gänsemarkt gab es ein Bureau für Auskünfte. Das suchte er auf.

"Ich bitte um die bestellte Auskunft über Hermann Weisner in Berlin."

Er erhielt sie, und sie war sehr erschöpfend. Es war keine rein geschäftliche Auskunft, sie betraf vielmehr — und das in der Hauptsache — auch das Privatleben Weisners. Sie füllte mehrere Seiten.

Auf seinem Gange in das Stadtmuseum hatte er Mühe, sie zu studieren. Oft karantolierte er mit Leuten, die ihm Plätze nachschickten. „Esel!" hieß es, oder: „Kannst du nicht aufpassen, Döner!" Er hörte es, und es berührte ihn kaum. Er las weiter.

Auf einem Schild eines der großen Kontorhäuser las er: „H. Weisner Nachfolger, Export". Hier trat er in den Aufzug, der ihn in das dritte Stockwerk brachte, wo er an die Tür eines Kontors klopfte. „Ich möchte den Chef sprechen," sagte er freundlich.

Es war merkwürdig: alle Leute, wenn er sie freundlich ansprach, sahen ihn geringschätzig an und hatten eine höhnende und grobe Antwort bereit, die ihnen aber unter dem Einfluß seiner Augen im Halse stecken blieb, worauf sie erzöteten und beschämt-höflich wurden.

"Lautenbach," sagte der Chef, nachdem sich Behrens vorgestellt hatte, „Sigmund Lautenbach. Womit kann ich Ihnen dienen?"

"Das ist so leicht nicht gesagt," antwortete Behrens, „Sie gestatten doch, daß ich mich sehe?"

Und er wartete eine Einladung gar nicht erst ab, sondern setzte sich schlichtern nieder, auf die äußerste Kante

des Stuhles, wie einer, der wohl weiß, daß er eigentlich kein Recht hat, zu sitzen.

Mit langsamen, gemächlichen Worten — oh, er hatte soviel Zeit! — die sich bemühten, alles ins rechte Licht zu setzen, erklärte er, weshalb er konnte. Um etwas zu erbitten, sei er da. Gewiß, Herr Lautenbach habe das Recht, ihn, ohne zu antworten, wieder fortzuschicken, allein das werde er gewiß nicht tun, denn er, Behrens, bitte ja nur herzlich um eine Auskunft.

Sigmund Lautenbach wurde nicht recht klug aus diesem Besuch, fand indessen, daß er harmlos sei, ungeschickt und fast rührend hilflos, und es stieg in ihm etwas wie ein blaßes Wohlwollen für den fremden Mann auf. „Bitte," sagte er gönnerhaft, „belieben Sie zu reden."

"Ich möchte," begann Behrens bedächtig, „Sie bitten, daß Sie mir einiges über einen Mann erzählen, der mich sehr . . . interessiert."

Lautenbach starrte ihn mit offenem Mund an. Hatte er einen Irrsinnigen vor sich? Er bekam ein wenig Furcht. „Aber — —" wandte er ein.

Behrens begütigte ihn mit einer sanften Bewegung seiner Hand. „Ich weiß, ich weiß," sagte er rasch, „daß es — merkwürdig, ja annähernd von mir ist, wenn ich Sie, der Sie hier Geld verdienen wollen, mit Privatangelegenheiten behellige, die Ihnen Ihre kostbare Zeit rauben müssen. Ja. Und democh: ich würde mich freuen, wenn ich es Ihnen verständlich machen könnte, daß es manchmal gut ist, ja notwendig, an Geld und Geschäfte nicht zu denken. . . Können Sie das? Wäre es Ihnen möglich, einmal nicht an Ihr Geld zu denken?"

Was hat dieser Mensch nur? dachte Lautenbach. Und er stellte weiter fest, und seine Furcht schwand damit völlig: So ungewöhnliche Augen habe ich noch bei niemandem gesehen: ob er einer von der Heilsarmee ist?

Laut dagegen sagte er: „Sie täuschen sich, ich denke nicht in mir an Geld!"

„Ausgezeichnet," rief Behrens aus, „dann werden Sie es auch jetzt nicht tun, wenn ich Sie darum bitte?"

„Nein," versprach Lautenbach.

Behrens puzte sich unständig seine Gläser — denn er war im Gefängnis stark kurzsichtig geworden — ehe er fortfuhr: „Stellen Sie sich vor, verehrter Herr, Sie sähen im Gefängnis. Nicht Tage, nicht Wochen, nicht Monate, — nein, Jahre. Und in dieser Gefangenschaft hätten Sie einen Freund gewonnen. Einen guten Freund, wissen Sie, — einen, dem Sie vertrauen könnten. . . Und dieser Freund verlasse dann das Gefängnis, denn er hätte seine Strafe verbüßt. Sie aber blieben dort. Noch viele Jahre. Aber dann kämen Sie doch frei. . . Ich frage Sie: was würden Sie, wenn Sie frei wären, sofort tun?"

Lautenbachs Staunen war in Bestürzung übergegangen. „Ich verstehe nicht. . ."

„Würde Ihnen nicht daran liegen, zu erfahren, wie es Ihrem Freund, Ihrem guten, Ihrem besten Freund — geht?"

„Gewiß," antwortete Lautenbach mechanisch.

Behrens lächelte. „Nun also. Ich bin der Mann, der die vielen, vielen Jahre im Gefängnis war. Wer aber, glauben Sie, war mein Freund?"

Lautenbach rühte unwillkürlich einen Schritt von diesem rätselhaften Menschen ab. Allein dessen Lächeln hielt ihn fest, ließ ihn nicht los, um nichts in der Welt. „Kenne ich ihn?" fragte er zögernd.

Behrens lächelte noch immer. „Oh ja."

Da sprang Lautenbach jäh auf, und er hatte alles Erstaunen verloren, denn er wußte nun mit einemmal, was der andere wollte. „Weisner!" rief er aus.

Behrens nickte.

Lautenbach vergaß schnell, daß er sich einem fremden Menschen gegenüber befand, über dessen Absichten er sich noch gar nicht klar war, und fühlte nur das eine: daß von jenem einen Mann die Rede war, den er haßte.

Er schrie: „Dieser Schuft!"

Behrens betrachtete ihn lange und blieb stumm.

Dann aber sagte er: „Hätten Sie mir nicht versprochen, dieses eine Mal nicht an Geld zu denken?"

Lautenbach fuhr ihn wütend an: „Nicht an Geld denken? — bei ihm, diesem, diesem — —, der mich um viel. . . viel gebracht hat!"

(Fortsetzung folgt.)

## Onkel Seehases letzter Wille.

Stizze von Fritz Leisler.

(Nachdruck verboten.)

Der Kanzleibeamte Rudolf Gerhart fand eines Morgens ein kleines Schreiben in seinem Briefkasten, das ihm so viel Mißtrauen einflößte, daß er es am liebsten ungeschrien ins Feuer geschickt hätte — wenn in dem kleinen Ofen seines Dachstübchens eben ein Feuer gebrannt hätte. Als Absender des Briefes war nämlich ein Justizrat Köhler angegeben, und alles, was auch nur von ferne an das Gericht erinnerte, flößte ihm Angst und Schrecken ein, seit ihm einmal sein Schuster seine goldene Uhr hatte pfänden lassen. Mit ihm stand es für ihn unerträglich fest, daß ihm auch der Justizrat Köhler nichts Gutes zu vermelden habe.

Dennoch las er den Brief, und zwar hastiger, als es sonst seine Art war, denn es fiel ihm bei näherem Betrachten des Poststempels plötzlich ein, daß der Justizrat ja am gleichen Ort wohne, wie Onkel Seehase. Nun hatte Rudolf Gerhart für Onkel Seehase, obgleich er der Erbonkel der Familie war, ganz und gar nichts übrig, seit ihm der alte Geishals vererbt hatte, das Konvaleszenzatorium zu besuchen und sich in der Musik ausbilden zu lassen. Rudolf war eine Doppelwaise und ein armer Teufel, Onkel Seehase, der Bruder seiner Mutter, wäre also wohl der Nächste dazu gewesen, ihm beihilflich zu sein, sich eine anständige Zukunft zu schaffen, allein der griesgrämige Sonderling hatte von der Geigerlei durchaus nichts wissen wollen und hatte seinem Neffen kurzerhand die Tür gewiesen. Rudolf war Kanzleischreiber geworden, um sich dadurch die Mittel für sein Musikstudium zu verdienen. Ach, das ging so langsam, so langsam!

Aber jetzt, während er das justizräthliche Schreiben bedächtig auf drei Fingern tanzen ließ, war plötzlich eine stille Hoffnung in sein Herz gezogen: wenn der Erbonkel vielleicht gestorben wäre und doch an ihn gedacht hätte?

In dem Brief stand tatsächlich, daß Onkel Seehase gestorben sei, und daß der Justizrat Köhler den Kanzleischreiber Rudolf Gerhart aufforderte, der Testamentsöffnung persönlich beizuwohnen, gemäß dem letzten Willen des Verbliebenen.

Der junge Mann mußte lachen vor Freude, wenn er daran dachte, daß er endlich seinen Lieblingsplan ausführen konnte. Onkel Seehase hatte zwar zeitweise eine Vorliebe für Biergärtner gehabt und oft genug gebröht, er wolle sein Geld lieber einem Hundespiß vermachen, als den „erblichstehenden“ Verwandten, aber wenn er das getan hätte, brauchte er doch niemanden einzuladen, der Testamentsöffnung beizuwohnen. Deshalb reiste Rudolf Gerhart recht guten Mutes nach Bodenhausen.

Im Vorzimmer des Justizrats war bereits die ganze Verwandtschaft versammelt, als Rudolf eintrat. Sie mußten sich alle ab, ehrliche Trauermienen zur Schau zu tragen, und warfen dem jungen Kanzleischreiber, dem die Freude so recht aus den Augen sprang, bitterböse Blicke zu. Blicke, aus denen man lesen konnte, wie tief sie in ihren heiligsten Familiengefühlen verletzt waren. Da war die Rechnungsrätin Schulz mit ihrem Mann, die behauptete, sie sei dem guten Onkel Seehase stets am nächsten gestanden, daher dürfe sie auch sicher auf ein größeres Legat rechnen. Dem aber widersprochen energisch und mit einem erheblichen Aufwand an Tränen die lieben Nichten Tilli und Milli, die für Ibsen schwärmten und alle Männer für erblich belastet hielten. Sie sagten, mit ihnen hätte sich Onkel Seehase am liebsten unterhalten, und bei ihnen allein hätte er sich „geistig erfrischt“ und von dem Kummer erholt, den ihm gewisse Mißthätigkeiten — das ging auf Rudolf Gerhart — gemacht hätten. Die einzige noch lebende Schwester des Verstorbenen, die verwitwete Buchhalterin Hiersberg, die an Rudolf Gerhart sozusagen Mutterstelle vertrat, wagte schließlich zu opponieren. Eigentlich habe sich ihr Bruder ihr gegenüber ganz anders geäußert, aber ihr solle es schließlich recht sein, wenn die beiden „armen Dinger“ recht reich bedacht werden würden in dem Testament des Onkel Seehase.

Rudolf Gerhart stand am Fenster und schaute auf die Straße. Er bereute fast, hergekommen zu sein, denn die Heuchelei der auf die Erbschaft gierigen — „trauernden Hinterbliebenen“ war ihm in tiefster Seele anwidrig. Wahrhaftig, er selbst hatte den Onkel Seehase, diesen ewig mißtrauischen alten Hagestolz, gewiß nicht geliebt, aber daß sein Nachlaß jetzt der Dabsucht falscher Verwandten ausgeliefert sein sollte, tat ihm doch leid. Da wäre es ihm fast noch lieber gewesen, wenn der ganze Kram einem Hundespiß vermacht worden wäre. Diese Vorstellung erweckte so viel Heiterkeit in ihm, daß er hell auflacht. Würde das Geld, das der Alte hinterlassen hatte, schließlich zufließen, wenn es wollte, ihm sollte es einerseits sein. Und diese Ueberzeugung gab ihm den ganzen Humor seiner Jugend wieder.

Er drehte sich ins Zimmer zurück und sah die tränenreichen Gesichter der teuren Erben. Diese Grimassen erweckte aufs neue sein Lachen. In diesem Augenblick trat der Justizrat ein. Verblüfft blickte er den jungen Menschen an. Tanto Hiersberg warf dem schwolen Neffen, der drauf und dran war, sich die gute Meinung aller anständigen Mitmenschen zu verschmerzen, einen verzweiflungsvollen Blick zu und flüsterte ihm noch rasch ins Ohr, daß er doch um Gottes willen fünf Minuten ruhig bleiben solle. Rechnungsrats und Tilli und Milli betrachteten den Anwalt mit

bedeuter Entrüstung. Diese Weisheit so zu entheiligen! Milli ballte sogar die Hände und warf sich ausschlagend Tilli in die Arme.

Die Testamentsöffnung begann mit den üblichen Formalitäten. Atemlose Spannung ließ die Erben alle Trauer plötzlich vergessen. Dann las der Justizrat weiter:

„Ich weiß, meine teuren Verwandten, Ihr habt mich alle sehr lieb gehabt“ (die Rechnungsrätin schluchzte, über Rudolf Lippens hübsche ein sarkastisches Lächeln). „Deshalb will ich Euch auch alle nach Gebühr in diesem meinem letzten Willen bedenken.“ Tilli und Milli seufzten leise, aber vernachlässigt: „Der gute, treue Onkel, ach, daß er so früh von ihnen mußte!“ „Ich hinterlasse 80 000 Mark.“ (Der Rechnungsrat muste sich schraubend die Nase. Man hörte förmlich, wie die ganze Versammlung den Atem anhielt.) „Von dieser Summe sollen mein Neffe Eduard und seine Frau 20 000 Mark, meine Nichten Tilli und Milli je 15 000 Mark, meine Schwester, Frau Hiersberg, 25 000 Mark erhalten, 10 000 Mark sind für verschiedene Stiftungen bestimmt, die nachstehend aufgezählt sind. Sollte eins oder mehrere dieser Legate abgelehnt werden, so sollen sie an meinen Neffen, Rudolf Gerhart, fallen. Die letzten 10 000 Mark sollen für ein Hundespiß verwendet werden, in dem mein Biergärtner Risi bis an sein Lebensende treu gepflegt werden soll.“

Die glücklichen Erben ließen ihre Taschentücher nicht von den Augen und seufzten der Reihe nach wahrscheinlich vor Schmerz, auf. Nur Rudolf Gerhart hatte einen Augenblick eine kleine Enttäuschung niederkämpfen, aber bald brach sein Lebensfrohsinn wieder durch. Besonders als er merkte, daß die Rechnungsrätin den „jühen“ Risi auf den Schoß nahm und ihn mit Tränen in den Augen küßte. Alle miteinander mußten sich kampfhaft, die Trauermienen beizubehalten, obwohl man ihnen die innerliche Freude deutlich genug ansah. Diese Heuchelei zwang sie, so schreckliche Gesichter zu schneiden, daß Rudolf Gerhart nochmals laut herausplatzte. Und obgleich er sich Mühe gab, seine unzeitgemäße Fröhlichkeit zu meistern, mußte er doch immer wieder von neuem lachen, wenn er seine Verwandten beobachtete. Außerdem machte er gar keinen Hehl daraus, daß er sich über des Onkels Vermächtnis, selbst wenn es ihm auch noch nicht ganz sicher war, von Herzen freute.

Der Justizrat räusperte sich.

„Ach, noch eine Bestimmung?“ fragte der Rechnungsrat.

„Ja, und zwar die wichtige,“ entgegnete der Justizrat und begann zu lesen: „Die meinen Verwandten ausgeschriebenen Legate sind jedoch nur auszuführen, wenn sich die Erben bei der Testamentsöffnung würdig und ehrlich — der Justizrat betonte dieses Wort — benehmen.“

Ein einziges lautes Aufweinen durchschlugte das Zimmer. Mitteldrige Milde erhielt Rudolf, dem sein unthörlcher Anteil wohl nun ganz entzogen werden würde.

„Derjenige,“ fuhr der Justizrat fort, „der es am ehestigsten meint und alle Heuchelei verschmäht, soll mein Unverkäufliches sein und Abfindungssummen an die Obengenannten in Höhe von je 1000 Mark auszahlen.“

Die Damen suchten einander in geräuschvollen Schmerzensäußerungen zu überbieten.

Der Justizrat mußte seine Stimme erheben, um weiter deutlich verstanden zu werden: „Ich erachte aber den für den ehrlichsten Erben, der seine heuchlerischen Tränen verdrückt, sondern der lacht und sich von Herzen freut, daß sein alter Onkel ihm ein paar Taler hinterlassen hat. Dies ist mein letzter Wille! Gott segne Euch, meine lieben Verwandten! Sollte aber keiner von Euch so ehrlich gewesen sein, wie ich es wünschte, soll mein Vermögen ganz dem Hundespiß zufallen. Amen.“

Der Testamentvollstrecker hatte geendet. Verdutzt blickten sich die Erben an, dann erhob sich ein lärmendes Durcheinander. Der tote Onkel Seehase wurde nicht gerade schmeicheltät tituliert. Und der Rechnungsrat behauptete, der Onkel sei vollständig verreckt gewesen, und das Testament müsse angefochten werden.

Tilli und Milli rechneten im geheimen Winkel ihrer Herzen aus, daß Rudolf Gerhart jetzt eine „gute Partie“ sei.

Der junge Mann war ernst geworden. Der Justizrat hatte ihn kraft Gesetzes zum Alleinerben Onkel Seehases erklärt. Er stand am Ziel seiner Wünsche, die Zukunft, seine künstlerische Arbeit, lag sonnenbeglänzt vor ihm.

„Das Schönste an der Sache,“ so pflegte Rudolf zu schließen, wenn er diese Geschichte erzählte, „waren aber doch die langen Gesichter Tillis und Tillis, bei denen sich der gute Onkel Seehase stets „geistig erfrischt“ hatte, und die großartige Majestät, mit der Rechnungsrats aus der Türe rauschten, nachdem ihnen der Justizrat ihre 2000 Mark gleich ausbezahlt hatte. Und ich wette: bei der nächsten Testamentsöffnung — wenn sie noch eine erlebt haben — haben sie sicherlich nicht so viel Tränen und Seufzer verbraucht.“

## Das Rosenkreuz als Sonnenuhr.

Von Robert Walter.

Die Uhr steht im Park der kleinen Stadt Suvalli, mitten in einem der verschlungenen Wege, unter Buchen, Kastanien und Ahnen. Sie ist seltsamer als ihre Schwestern, die noch hier und da

an alten Türmen oder in Schlossgärten ihr vergessenes Leben führen und an der Zeit, die jetzt die Uhren Winters und Sommers verkünden, irre geworden sind. Sie ist auch verschwiegener als diese Zeitmesserinnen, die immer, wo man ihnen begegnet, ein ernstes Wort im Munde führen und den Menschen, der nur die Stunde wissen will, mit Worten solcher Art mahnen: „Der Tod ist dir gewiß, die Stunde ungewiß“, oder „Von diesen Stunden eine ist sicher auch die deine“, oder die wohl gar mit der Stimme Virgils und nur zu dem gelehrten Leser sprechen: „Stat sua cuique dies“. Nein, diese merkwürdige Uhr ist stumm und gibt Rätsel auf, oder besser, sie spricht nur zu dem Phantasten, wie die meisten Dinge in unserm ach so klaren Alltag, denen der Lebensstimm nicht auf die Stirn geprägt worden ist.

Aus einem Kreisrunden, meterbreiten Steinsofel streben drei geschwungene, barockförmige Arme aus Gupfer und tragen eine eiserne Kugel. Denke, Mensch, dies sei die Erdkugel. Wenn du sie jedoch näher betrachtest, findest du, daß es eine Kanonenkugel ist, jedoch man ebenso lehrreich wie traurig nennen möchte. Und es wird dich auch nicht sonderlich trösten, daß auf dem Stein, inmitten der Füße unter der Erdkugel, ein stilisiertes Flämmchen weht, das dir als kleine Herd- und Friedensflamme, als Feuerchen Urlicht aus der Tiefe heraus erscheinen will. Es wird dich nicht trösten, denn der Betrachter neben dir, der Bruder Mensch, sitzt eben darüber, daß es nichts anderes als das ewige Feuer der Hiwetradt unter der Erde bedeuten soll. Auf der Erde aber liegt, schräg befestigt und die Kugel in Spannenlänge überragend, ein Kreuz, dessen massige Arme so breit wie hoch sind, und das an seinen nach oben gelehrten Zinnenflächen die Stundenzahl trägt, auf denen, träge die Sonne das Kreuz, der Schatten von dem Ranten des mittlern Kreuzarmes die Tagesstunde nennen würde.

Das Kreuz als Uhr; das erscheint mir als ein neues Symbol. Und doch ist es nicht nur das schlichte Kreuz, das den Martyrerpfehl darstellt. Auf seinen vier Armen und an den vier quadratischen Endflächen hält es acht Rosen. Es ist das alte Rosenkreuz, dem geheimnisvolle Kräfte eigen. Und der Ergrübler des Bildwerkes — daran setze ich keinen Zweifel — gehörte jener dunklen und lichten Brüderschaft der Rosenkreuzer an. Welches Glück für ihn, daß er diese neue Prägung des hohen Zeichens gefunden hat! Das Rosenkreuz als Stundenuhr! Welche unnütze Verschönerung mit dem Licht! Welche Anbetung der Sonne!

Sunderte gehen des Tags dort vorüber, keinen wirst du erblicken, der stehen bleibt und mit gestreckten Fingern die Stirn reibt. Fragst du einen: He, Freund, was bedeutet das Bildwerk, das dir da mitten in den Weg gestellt ist, damit du, wenn auch nicht mit den Füßen, so doch mit den Gedanken darüber stolpern kannst? — er wird die Achseln zucken und seinen Weg weiterrufen. Aber behalte ihn wohl im Auge. Er steht schon hinterm nächsten Baum und lugt mit der Miene „Ach närrischer Mensch!“ zu dir herüber. Und der Achselzucker hat recht. Wieviel Dinge sind nicht um mich herumgebaut, denkt er, deren Blutsclag und Bestimmung ich nie ergründen will! Was sollte ich erst von meinem Leben sagen! Ist mir nicht der Vatermenschl, der mir mit seinem kleinen Lichtlopf zwei Minuten lang durch die Finsternis leuchtet, wichtiger als dies phantastische Gebilde, das mir mit dem Stundenweis abgeteiltet ewigen Licht des Himmels durch mein Leben und ins ewige Grab leuchten möchte? Und was diese Stundenuhr angeht —

Haben die Achselzucker nicht recht? Was diese Stundenuhr angeht, so wird man finden, daß sie, die den Gang der Sonne auf den Menschentag abmessen wollte und mit Symbolen einer erhöhteren Welt ausgestattet erscheint, hilflos da es, von Schatten um'elt und gebannt. Die Zweige der Linden, Palmen und Buchen sind in den stillen Himmel gewachsen, der st' einst leg' ä'ze. Und nur manchmal, wenn ein jäher Wind ins Blatwerk stößt, fällt ein Sonnenstrahl auf das Kreuz mit den acht Rosen. Aber man vermag nicht mehr zu erkennen, welche Zeit es ist.

Die Stundenuhr im Schatten! denkst du, ist sie denn nicht ein Bild dieser Tage? Gottes Sturm wird das Gezwerg nicht friden, was wartest du also auf den Reichen, der die Bäume fällt, damit dir die Sonne deine Stunden wieder zumißt und auch dies Wesen seiner Bestimmung zurückgeschickt wird?

**Urlaub.**

Von Fan.

Sie saßen einander gegenüber auf der grell überfornnten Terrasse, an einem kleinen Tische, der von Silber und Weißall blinkte. Seit gestern war er auf Urlaub gekommen, nachdem sie ihn ein langes Jahr nicht gesehen und ihm nach der Kriegstrauung nur wenige Tage angehört hatte. Ihr war sehr bange gewesen vor diesem ersten Wiedersehen, vor dem wilden Ueberstrom nach so langer Trennung, weil sie sich inzwischen zurückgefunden hatte zu der neuen Einsamkeit ihrer Mädchenzeit, in die nur seine Briefe flackernde Lichter warfen. Und nun war sie unbegreiflicherweise enttäuscht, als er mit müden, gemessenen Bewegungen dem Zug entstieg. Er hatte sie geküßt, zärtlich, gewiß, aber doch ohne Leidenschaftlichkeit, und dabei geächzt: „Daß mich erst wieder zum Menschen werden, Liebling. Komm mir nicht zu nahe!“

Sie zürnte ihm fast, weil Ueberlegung aus diesem Gedanken-gang sprach und sie seine Wiedersehensfreude impulsiver gewollt hätte.

Und man sahen sie einander gegenüber im unbarmherzigen Sonnenlicht, und sie sah in seinem Gesicht jeden Monat, jeder Tag, jede Stunde des Trennungsjahres eingezeichnet. Wie eine Landkarte war es, in der sich alle Striche und Linien fanden, auf denen ihre hangende Liebe ihm in Gedanken gefolgt. Diese Falte erzählte von den Schreden der Sonne, die andere, herbe, tief eingeschnittene am Mund von dem Grauen vor Verdau, dies Netz von feinen Strichen um die Augen von der Hölle bei Arras. Aber schlimmer als alles war, was sie hinter dem müden Ausdruck der gleichsam verbläuten Augen entdeckte. Dort stand Unvergeßenes, Ewiges.

Die Stille wurde so qualvoll, daß sie anfang zu sprechen und — zwar es Einbildung oder Wirklichkeit — die Tasse kirkte in seines Sand. Er, neben dem Tag und Nacht die Granaten eingeschlagen, in dessen Ohr sich der Jammer und das Stöhnen der Verwundeten gegraben, er fuhr zusammen bei dem Ton ihrer Stimme . . .

„Habe ich dich erschreckt, Hans?“ fragte sie und konnte nicht verhindern, daß ein leiser Bornwurf in ihrem Tonfall nachkitterte. „Berzeih, Liebling, ich bin ein bißchen nervös geworden da draußen, ich muß erst lernen, mich wieder in das alte Neue zu finden.“

„Und wenn du endlich soweit bist, dann gehst du wieder!“ klagte sie.

Er sah an ihr vorbei. „Dann geh' ich wieder . . . wie ich kam. Die eisenharte Pflicht fordert es. Aber vielleicht sollte man uns nicht herauslassen aus unserem blutigen Handwerk, für Tage . . . Wir können uns in so kurzer Zeit nicht auf den ruhigen, friedlichen Alltag einstellen. Es hämmert mehr auf uns ein, als die tägliche Hölle des Krieges. Wie soll ein Dorn, das übersättigt ist von Grauel und Entsetzen, so schnell fassen, daß es irgendwo in der Welt einen Blay geben kann, so dem der Lärm der Geschütze nicht herandrängt, wo man an einem weißgedeckten Tisch in beschaulicher Ruhe seine Mahlzeiten nimmt und einem eine geliebte Frau gegenüber sitzt in einem weichen Meide? Ich habe dir das sagen müssen, damit du mich begreiffst und mir orteizihst, wenn ich dir so vieles schuldig bleibe; aber wir Männer — auch die stärksten von uns — brauchen in solchen Stunden daheim mehr als das Weib und die Geliebte, die Mutter . . . eine Liebe, die nicht fordert, sondern nur giebt.“

Er schloß für einen Augenblick die Augen. Da fuhr ihre Hand die seine, nicht suchend und heimlich verhebend, sondern mit einem starken, festen Griff. Es war, als wollte sie ihm sagen: ich stehe neben dir und zu dir! Ich warte auf meine Zeit, die wiederkommen wird, wenn die Symphonie des Lebens die grause Weise des Sterbens, die in dir klingt, überört haben wird.

Er lehnte den Kopf an ihre Schulter, als suche er bei ihrer starken, gütigen Weiblichkeit den so lang entbehrten Frieden, während ihre Daub leise über seine Augen strich, die müde waren von den Schreden einer entseffelten, rasenden Menschheit, die sich selbst verzehrt.

**Büchertisch.**

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Begründet von Dr. Josef Etlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heßborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 1. Februarheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Peterien: Fritz von Unruh; Hans Natonef: Das Tragische und der Humor; Hans Knudsen: Das Leipziger Stadttheater; Anselma Heine: Vom Esak; Georg Witkowski: Goethes Schriften — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Kurze Anzeigen.

— Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 3 ihres vierzehnten Jahrgangs: Die politische Rundschau, von Germanicus. Erzberger, von Erbe. Die drei Typen der Menschheit, von Egon Friedell. Vom rechten Weg, von Hugo Bergmann. Wilhelm Schäfer, von Leopold Biegler (Schluß). Wiener Theater, von Alfred Polgar. Strindberg-Aufführungen, von S. J. Juchristen, von Karl Kraus. Der neue Mathemas, von Borarius. Antworten.

**Rapselrätsel.**

Freundenfest, Emma, Ohnmachtsanfall, Nichtswürdigkeit, Neunauge, Argentinien, As-henbrüdel, Schenköl.

Es ist ein Simspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Quadrat-Stellräfels in voriger Nummer.

A	l	t	e	r	s	c	h	ü
t	z	t	v	o	r	t	o	r
h	e	i	t	n	i	c	h	t